

Schwellenträume eines Dorfpfarrers

*über Orden und die Zukunft der Kirche**

Zur Einführung: „Ad limina apostolorum“

„Ad limina apostolorum“ – darum geht es nicht nur bei den fünfjährigen Berichtstreffen, den sogenannten Ad-Limina-Besuchen, der Bischöfe beim Heiligen Vater. Die „limina apostolorum“, die „Schwellen der Apostel“, das meint – den Teil für das Ganze genommen – die Wohnungen der Apostel, den Ort der Apostelfürsten Petrus und Paulus (und ihrer Nachfolger), zu denen hin sich die anderen Nachfolger der Apostel, eben die Bischöfe, auf den Weg machen.

Aber darüber hinaus fasziniert mich dieser Begriff „ad limina apostolorum“ schon lange. „Limen“ meint, wie gesagt, wörtlich „Schwelle“; und an der Schwelle der Apostel, an der Schwelle des apostolischen Glaubens zu stehen, dort an der Grenze zu stehen, eventuell hinein gehen zu wollen in die Wohnung des Glaubens, aber doch nicht so genau zu wissen, ob man da hinein passt, beschreibt das nicht präzise die Situation vieler unserer Zeitgenossinnen und Zeitgenossen?

In meinem bisherigen priesterlichen Dienst bin ich vielen solcher Mitmenschen begegnet: als Jugendpfarrer, als Studentenpfarrer, seit sieben Jahren in der Katholischen Akademie Bayern, aber auch nicht wenigen in den ganz normalen Pfarreien, in denen ich Pfarrer sein durfte und es auch jetzt noch bin.

Vielleicht wäre es gar nicht so falsch – zumindest kirchlich gesehen –, unsere Zeit überhaupt als eine Schwellenzeit zu bezeichnen. Menschen an der Schwelle des Glaubens, von außen mit dem Blick nach innen, von innen mit dem Blick nach draußen; die Sozialgestalt der Kirche in unseren Lan-

den an der Schwelle zu neuen Formen, die sich allerdings nur schemenhaft abzeichnen. Auch die Orden, stehen nicht auch sie an der Schwelle zu neuen Formen ihrer Existenz? Und was ich da jetzt tue, ist ja auch eine Art Schwellengeschichte. Ich, ein ganz normaler Dorfpfarrer, soll den Vertreterinnen und Vertretern der Orden in Deutschland so etwas wie eine „Zeitansage“ zusprechen. Da stehe ich auch von außen her an der Schwelle zu den Räumen der sicher sehr unterschiedlichen Lebens- und Glaubensweisen nach den Evangelischen Räten, blicke hinein und weiß doch zugleich, dass ich maximal am Rand, an der Schwelle eben, stehe und nicht drinnen bin. Aber sei's drum. Sie sind schuld, Sie haben mich eingeladen. Und für diese Einladung ganz herzlichen, außerordentlichen Dank. Ich habe mich sehr darüber gefreut und empfinde sie als große Ehre. Verantwortlich dafür ist sicher Ihr stellvertretender Vorsitzender, mit dem mich eine nun schon lange zurückreichende sehr gute Bekanntschaft verbindet, seit ich als Studentenpfarrer in Augsburg den äußerst aktiven KHG-ler und begeisterten Theaterspieler Hermann-Josef erleben durfte.

Weil mir die Rede von den Schwellen, an denen wir stehen, und der Schwellenzeit so passend zu sein scheint, deshalb habe ich auch meine nun folgenden Ausführungen überschrieben mit dem Titel: „Schwellenträume eines Dorfpfarrers über Orden und die Zukunft der Kirche“. Ich will Ihnen sieben solcher Schwellenträume nahebringen, die ausgehen jeweils von einem mir wichtig scheidenden Aspekt in dieser Schwellenzeit, von der wir allerdings nicht wissen, wohin sie uns noch führen wird.

Eine Warnung noch: erwarten Sie keine abgerundete Theologie oder Spiritualität des Ordensstandes von mir. Was ich Ihnen weitergeben möchte, sind mit subjektiver Einseitigkeit einzelne Eindrücke, Erfahrungen, Schlaglichter, die Sie dann, wenn es Ihnen sinnvoll zu sein scheint, in Ihre weiteren Überlegungen und theologisch-spirituellen Reflexionen mit einbeziehen können. Denn ich will nicht in jene Falle tappen, die allzu häufig in unserer Kirche zuschnappt, wenn z.B. Zölibatäre im Brustton bester Überzeugung Verheirateten eine Theologie der Ehe vorlegen, die ab und an in der Gefahr stehen wird, allzu wenig geerdet zu sein, wenn da jemand über eine ihm fremde Lebensform spricht.

1. Wirklichkeitssinn

Mein erster Traum: dass es den Orden gelingt, den Wirklichkeitssinn in unserer Kirche zu schärfen. Ich habe den Eindruck, dass wir in der Kirche den radikalen Wandel im geistig-kulturellen wie im allgemein-gesellschaftlichen Kontext und den brutalen Abbruch in der Weitergabe des Glaubens immer noch nicht zumindest einigermaßen adäquat zur Kenntnis nehmen.

Die Fakten sind bekannt, die Schwelle hin zu einer neuen kulturellen Situation ist definitiv überschritten. Die meisten von uns in der Runde hier, wohl alles Menschen überzeugten, christlichen, katholischen, kirchlichen Glaubens, werden dies aus Erfahrungen im eigenen, engen Familien-, Verwandten- oder Bekanntenkreis bestätigen können.

Unumkehrbar ist der Prozess der Aufklärung. Und jeder religiöse, kirchliche Versuch, kritische Nachfragen des Verstandes abzuwehren, bzw. ein vor solchen Nachfragen geschütztes Reservat religiöser Wahrheiten auszuweisen, schlägt über kurz oder lang fehl. Für Reflexion und Kritik gibt es kein religiöses Tabu.

Dieser Prozess der Aufklärung ist in den 60er bis zu den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts

nach einem 200 Jahre dauernden Marsch durch die geistigen Institutionen und diversen Schichten der Gesellschaften beim ganz normalen (westlichen) Menschen, Christ oder Heide, Städter oder Dörfler, angekommen, auch wenn nicht jeder von uns Christen sich über diese Ankunft der Aufklärung in seinem Herzen samt aller Konsequenzen Rechenschaft gegeben hat.

Das alles weiß man in der Kirche. Man spricht auch vom „Missionsland Deutschland“ und greift damit ein Wort von P. Ivo Zeiger SJ auf, das aber schon vor diesem von P. Alfred Delp so formuliert worden war. Aber wirklich angekommen ist diese Erkenntnis doch noch nicht. Ich erschrecke manchmal, wie wirklichkeitsfremd, wie wirklichkeitsabstinente wir sind. Eben komme ich von einer Tagung zur immer stärker wachsenden Bedeutung der Evangelikalen. Die Zahlen in Lateinamerika sind für die Kirche erschreckend. Aber dann werden kirchlicherseits Statistiken veröffentlicht, in denen es sich gar nicht so schlimm liest, die aber kein Soziologe vom Fach nachvollziehen kann. Und wo schreit jemand auf, bzw. wo wird ein solcher Aufschrei gehört, dass häufig die engagiertesten und religiös ansprechbarsten jungen Menschen – ich weiß das selber aus meiner Zeit in der Hochschulgemeinde – zu Freikirchen gehen?

Damit Sie mich nicht missverstehen: es geht mir überhaupt nicht um eine billig zu habende Schelte nur in einer Richtung. Die Wirklichkeitsferne stelle ich auf allen Ebenen unserer Kirche fest: oben wie unten, links wie rechts, bei Hauptamtlichen wie bei Ehrenamtlichen. Manchmal treffe ich dann sogar auf Übereinstimmung in der Analyse der Situation. Aber bei der nachfolgenden Frage, was deshalb zu tun sei, erlebe ich dann als Antwort: Alles beim Alten lassen, also weitermachen wie bisher.

Dringend nötig wäre also die klassische Kardinaltugend der Klugheit als grundlegende Fähigkeit des Menschen, zu sehen, was ist¹. Als ein Teilelement der Klugheit führt nun

Thomas von Aquin die „docilitas“ an, die Bereitschaft, sich etwas sagen zu lassen, sich belehren zu lassen.

Man hat den Orden doch nicht zu Unrecht immer auch eine gewisse prophetische Funktion innerhalb der Kirche zugesprochen. Wie schärfen wir den Wirklichkeitssinn in der Kirche? Ich träume davon, dass Sie hier vorgehen.

2. Erinnerungskraft

Zweiter Traum. Wir alle kennen nicht nur schöne Träume, Wunschträume, sondern auch Albträume. Eine berühmte Radierung Francisco Goyas zeigt bekanntlich den Schlaf der Vernunft, der Monster gebiert. Aber nicht nur wenn sie schläft, kann Vernunft Monster gebären, sogar wenn sie hellwach agiert, nämlich den Albtraum, das Monster der Trostlosigkeit.

Es geht also um die andere Seite der unhintergehbaren Aufklärung. Die kritische Vernunft ist nur in der Kritik unschlagbar, mit ihr lässt sich aber keine Welt deuten und kein Sinn entschlüsseln. Werner Scheiders stellte im Blick auf die Geschichte der Aufklärungen über Aufklärung fest: „Aufklärung ist ein trostloses Geschäft, und zwar mindestens in vierfacher Hinsicht.“² Sie sei erstens trostlos, weil sie endlos sei, mit jedem Menschen neu beginne und bei keinem Problem an ein Ende komme. Sie sei zweitens trostlos, weil sie langweilig sei, indem sie die bunte Vielfalt unserer individuellen und kollektiven Illusionen zerstöre und an deren Stelle einige dürre Prinzipien setze. Sie sei drittens trostlos, weil sie wesentlich negativ sei, sich als Negation und Destruktion verstehe und gleichsam parasitär von der noch bestehenden Dunkelheit lebe. Und die Aufklärung sei viertens trostlos, weil sie hoffnungslos mache. Ihr Licht habe nicht nur die bösen, sondern auch die guten Geister verjagt. Giacomo Leopardi nannte das „das Maskeraker der Illusionen“.

Ein Beispiel für diese trostlosen Konsequenzen bietet das Buch von Christoph Schulte³ über die jüdische Aufklärung, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich in Berlin abspielte, aber die gesamte europäische Judentum betraf: „Es zerbrach der alte Traditionszusammenhang des Judentums, in diesen 25 Jahren wurde die intellektuelle Welt des Talmud diskreditiert, die Ausbildung säkularisiert; die jungen jüdischen Intellektuellen... verloren ihren alten Halt, sie konvertierten oder wurden zu Agnostikern; und die alten Traditionalisten, für die in dieser Zeit das Feindbild der ‚jüdischen Orthodoxie‘ geprägt wurde, verschlossen sich der Modernisierung.“⁴

Die so beschriebene Situation des Judentums zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnert mich mit fast allen ihrer Facetten fatal an unsere augenblickliche inner-katholische Gemengenlage. Aufklärung ist nicht harmlos. Deren konsequenteste Vertreter sind eben nicht die liberal-optimistischen, sondern jene mit den schwarzen Sätzen.

Von E.M. Cioran, dem Sohn eines griechisch-orthodoxen Priesters aus Galizien, stammt der Satz: „Frei sein heißt, sich auf ewig von der Idee der Belohnung lösen, nichts von den Menschen noch von den Göttern erwarten, es heißt, nicht nur auf diese Welt und auf alle Welten verzichten, sondern auf das Heil selber, es heißt sogar, seine Vorstellung zerbrechen, diese Kette der Ketten.“⁵

Weil es aber diese trostlose Seite der Aufklärung gibt, deshalb wuchern Religionen und wachsen Neomythen. Schon Thales von Milet wusste: „Alles ist voll von Göttern.“ Und heute sind sie zurückgekehrt, in unterschiedlichster Gestalt. Die Frage bleibt nur: Welche Götter sind es?

Der Wiener evangelische Systematiker und Ethiker Ulrich Körtner schreibt: „Die neue Religiosität wird... durch einen massenhaften Gewohnheitsatheismus relativiert, der mit dem kirchlich repräsentierten Christentum jede Religion überhaupt verabschiedet... Sofern nicht alles und jedes für ‚religoid‘ erklärt

wird, kann man statt von einem Megatrend Religion mit gleichem Recht von einem Megatrend Gottvergessenheit sprechen.“⁶

Ich sehe tatsächlich als die drängendste Herausforderung jene, die Johann Baptist Metz die „Gottesfrage“ des modernen Menschen nennt, über deren Radikalität wir uns immer noch hinwegmogeln. „In dieser Zeit der religionsfreundlichen Gottlosigkeit“ ist ja „die ‘weiche Lösung’ einer Religion ohne Gott“ anscheinend „viel toleranter und pluralismusverträglicher als die Erinnerung an den biblischen Gott, der schließlich als Gott der Geschichte und der Gesetze überliefert ist“⁷.

Noch ein Satz zu den Zahlen: Detlev Pollack, der evangelische Religionssoziologe aus Leipzig, der sich wohl mit am intensivsten um die neue religiöse Szene bemüht, weist nach, dass die Zahl derer, die sich religiös ansprechen lassen, nicht oder kaum wesentlich wächst. Was sich verändert, ist vielmehr, dass sich innerhalb der Gruppe der religiös Ansprechbaren die Verhältnisse verschieben: die Zahl der kirchlich Gebundenen wird weniger, es steigt die Zahl der frei floatierend Religiösen.

Was hilft also, sich der Unausweichlichkeit der Aufklärung positiv zu stellen und die Freiheit, auch die Glaubenswahlfreiheit unserer Zeitgenossinnen und Zeitgenossen innerlich zu bejahen, aber zugleich nicht der Trostlosigkeit und Leere aufklärerischer Kritik oder neuem Mythengeschwafel zu verfallen? Es könnte eine neben der „docilitas“ weitere Handlungsdimension von Klugheit laut Thomas von Aquin helfen, nämlich die „memoria“, das richtige Gedächtnis.

Das Gedächtnis in der Kirche ist allerdings ziemlich kurz geworden. Die einen denken nur bis zum Vaticanum II zurück, sehen die Zeit davor ab Kaiser Konstantin als einzige Verfallsgeschichte, die anderen verabsolutieren das Tridentinum, wieder andere verklären die Urkirche als heile christliche Welt.

Was fehlt, ist der lange Atem, das Wissen um die bewegte große, lange, mit Schuld und Versagen, Tapferkeit und glühendem Glauben durchwirkte Geschichte unserer Lebensge-

meinschaft, der durch Jahrhunderte und über die Welt hinweg diachron und synchron vernetzten Kirche. Wir geben Kirchenräume auf und profanieren sie, die Erzählgemeinschaft über die Generationen hin ist auf weite Strecken zerbrochen, Studierende der Kunstgeschichte oder der Germanistik brauchen eigene Anfängerseminare, um überhaupt die wichtigsten bildlichen oder textlichen Symbole christlicher Identität identifizieren zu können, wir schaffen es auch politisch nicht, das christliche Erbe als eine der Wurzeln Europas in den hohen Texten der EU zu verankern.

Die Orden sehe ich als zentrale Erinnerungsgemeinschaften, die das kollektive Gedächtnis unter den Gliedern der Kirche auf je ihre Weise wach halten, ermöglichen, fördern, stärken können. Sie in Person gegenwärtigen jeweils lebendig die Verwurzelung des Glaubens in einer reichen, weiten Geschichte der Deutung und des Engagements aus christlichem Geist heraus, in der beispielhaft durch konkrete Gründergestalten, mögen Sie nun offizielle Heilige sein oder nicht, gelingende menschliche Lebensgeschichten zur Sprache kommen.

3. Strukturoptimismus

Die Erinnerung an die Gründungsgestalten der Orden und kirchlichen Gemeinschaften bringt mich zu meinem dritten Traum. Ich gehe aus von den innerkirchlichen Notwendigkeiten, strukturelle Konsequenzen aus den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu ziehen.

Bei uns höre ich dann häufig einen ganz bestimmten Begriff. Es ist der von der „flächendeckenden Präsenz“. Den höre ich, wenn es um die Zukunft der katholischen Erwachsenenbildung geht, um neue Pfarrestrukturen, um die pastorale Nähe zu den Menschen, beim Kampf gegen befürchtete oder reale kirchliche Zentralisierung.

„Flächendeckende Präsenz“ – ein fundamentaler Rechtfertigungs-, Begründungs-

D oder Einforderungsbegriff. „Wir sind (noch) flächendeckend präsent...“ Für mich ist dieser Begriff, bzw. dessen rechtfertigender Gebrauch, die Lebenslüge der Kirche in Deutschland. Wir sind schon lange nicht mehr flächendeckend präsent. Sicherlich, wir sind flächendeckend organisiert. Aber, um es ironisch zu überspitzen: wenn jeder der Erdteile der Welt eine Pfarrei wäre, dann wären wir auch flächendeckend organisiert. Doch flächendeckend präsent: Diese Selbstbeschreibung sollte man sich sogar im katholischen Bayern abschminken. Ich spreche hier nicht zuletzt auch aus meiner Erfahrung als Dekan in einem ländlichen Dekanat. Wir sind nicht mehr flächendeckend bei den Menschen präsent.

Genau hier setzt mein dritter Schwellentraum ein: Orden waren – anders als die Territorialstruktur in Diözesen und Pfarreien – nie auf flächendeckende Präsenz angelegt. Sie waren und sind punktuell präsent. Diözesen müssen versuchen, durch Zusammenlegen, Fusionieren, Kooperieren das finanziell und vor allem personell – personell im Bereich der Seelsorger und Seelsorgerinnen, aber auch im Bereich der Gläubigen – ausgedünnte Netz der flächendeckenden Struktur zu halten.

Aber das wird so wahrscheinlich auf Dauer nicht funktionieren. Wir können dies hier nicht weiter ausdiskutieren. Doch beim Träumen über die neuen Strukturen der Kirche, und besonders der strukturellen Präsenz der Orden, träume ich dann zweiteilig.

Im ersten Teil träume ich, als Außenstehender, davon, wie sich die Orden strukturell selbst – wie man heute zu sagen pflegt – neu aufstellen. Ich denke dann an nicht wenige junge, hoch motivierte Ordensfrauen, aus denen Resignation spricht, weil sie wenig Zukunftsperspektive sehen. Vielleicht könnte man ja, träume ich, einmal die Fragerichtung umdrehen: Nicht zu fragen: wie können unsere – wenigen – jungen Schwestern das weiterführen, was ihre Vorgängerinnen unter Einsatz aller ihrer Kräfte aufgebaut haben? Sondern die Jungen selbst zu fragen: Wie stellt Ihr euch

vor, dass Eure Berufung, unsere gemeinsame Berufung in 15 Jahren konkret aussehen sollte? Schon der heilige Benedikt schloss ja in seiner Regel nicht aus, dass der Heilige Geist auch einmal den Jüngsten eingeben könnte, was ansteht. Dass das dann eventuell zu sehr viel Trauerarbeit und dem Aufgeben von bisher sehr Wichtigem führen könnte, ist klar. Aber war es am Anfang der eigenen Geschichte des Ordens, der Kongregation nicht ähnlich gewesen? Der Gründer, die Gründerin – sie gaben um ihres Ideals willen sehr vieles auf. Vielleicht bestünde der Rückbezug auf die Spiritualität der Gründung und des Gründers, der Gründerin gerade darin, heute ganz neue Wege der Präsenz zu gehen.

Der zweite Teil meines Strukturtraumes ist noch verwegener. Er ruft die Orden zur Hilfe auf für die mühsam ihren Weg suchenden Diözesen mit ihren Strukturreformen, Zusammenlegungen, Abbau oder Verstärkung der mittleren Ebenen usw.

Ich träume davon, dass sich alle Orden, die bisher in einer Diözese präsent sind, an einen gemeinsamen, riesengroßen Tisch setzen – von mir aus getrennt nach Männer- und nach Frauenorden – und dass Sie überlegen, erstens an welchen Orten und wie sie bisher präsent sind, zweitens welche personellen, finanziellen, räumlichen Ressourcen ihnen voraussichtlich in 15 Jahren zur Verfügung stehen werden, drittens wie die Planungen der Diözese aussehen und viertens, wie sich die Orden unter diesen Umständen eine mögliche Verteilung ihrer Charismen vorstellen könnten, die es erlaubt, dass in einem größeren Gebiet, eventuell einem Dekanat oder einer Region, es unterschiedliche Anlaufstellen für Gläubige gibt – geistige Zentren, kirchliche Leuchttürme, Ausrufezeichen, Tankstellen, wie immer man dann diese Orte bezeichnen würde.

Es muss ja nicht unbedingt so sein, wie in der alten irischen Kirche. Da hielt sich bekanntlich der Abt eines Klosters einen Bischof für die entsprechenden Funktionen. Aber der geistliche und weltliche Chef des ganzen Gebietes war der Abt, nicht der Bischof.

Wir sind noch in einer vergleichsweise günstigen Situation. Diözesen und Orden sicher jeweils dann auch ganz unterschiedlich. Wir haben noch starke Jahrgänge, die die Kirche stützen und tragen, ein Heer von Ehrenamtlichen wie kaum jemals in der Kirchengeschichte. Aber diese Generationen werden älter, und keine nur ähnlich starken wachsen nach. Wir haben noch Gebäude, Räume, Geld. In 15, spätestens in 20 Jahren sieht es ganz anders aus.

Deshalb lautet unsere Verpflichtung, jetzt zu überlegen und jetzt zu handeln, solange wir noch kreative Gestaltungschancen haben. Die bleiben uns nicht ewig. Leider ist dies kein Traum.

4. Bildungsoffensive

Lassen Sie mich meinen vierten Traum mit einem etwas längeren Zitat des Berliner evangelischen Kirchenhistorikers Christoph Marksches, augenblicklich Rektor der Humboldtuniversität, einleiten:

„Das Christentum war eine Religion, die auf der einen Seite eigene Bildungseinrichtungen aufbaute und darin mit der zeitgenössischen Philosophie wetteiferte, auf der anderen Seite aber seine ethischen Weisungen in ganz einfachen Sätzen formulierte, die jeder verstehen konnte. Diese coincidentia oppositorum, der Zusammenfall von Reflexion auf allerhöchstem wissenschaftlichem Niveau mit einer ganz schlichten Version der Lehren für einfache Menschen war eine große Besonderheit in der antiken Welt – die übrigen antiken Religionen, vom Judentum einmal abgesehen, verfügten alle nicht über derartige Bildungseinrichtungen, so dass das Christentum in diesem Punkt ein Stück die Segmentierung der antiken Gesellschaft und eine selbstverständliche Trennung von Bildungs- und Kulteinrichtungen aufhob.“

Diese große Tradition des Setzens auf Bildung scheint mir augenblicklich in der Kirche nicht sehr forciert zu werden. Beim – wie

es so schön heißt – Umbau des Sozialstaats wird in kirchlichen Kreisen intensiv mitgedacht. Auch bei bioethischen oder friedenspolitischen Herausforderungen sind die kirchlichen Positionen zu Recht klar und unüberhörbar. Aber bei den Bildungsreformen – so zumindest der Anschein – hat es der Kirche die Sprache verschlagen, trotz des vielen Geldes und des hohen personellen Einsatzes für Schulen in kirchlicher Trägerschaft, für Religionsunterricht, für Kindergärten!

Es gibt zwar alle möglichen soliden Denkschriften zum Thema Bildung, aber die Leidenschaft für dieses Thema scheint mir nicht sehr ausgeprägt zu sein. Vielleicht nehmen die Kirchen und wir Christen unser Reden von gesamtgesellschaftlicher Bildung innerkirchlich gar nicht so ernst, wie wir es gesellschaftlich einfordern; Bildung hat ja immer mit dem Individuum zu tun. Und sicherlich entwickeln wir kaum Kreativität, die Strukturdebatten zum Thema „Bildung“ eigenständig und zukunftsweisend zu begleiten.

Ich denke nur an die Schulreformen der letzten Jahre oder die das Wesen der Universitäten fundamental verändernde Umstellung der Studienordnungen und deren Neuausrichtung unter dem Schlagwort „Cluster“ oder „Excellence“.

Und angesichts dieser Situation lässt mich, Sie werden überrascht sein, das Stadtbild der wunderschönen, alten bayerischen Herzogsstadt Landshut nicht los. Einige von Ihnen werden es kennen. In deren Kern gibt es zwei parallel verlaufende Straßenzüge, die sogenannte „Altstadt“, und die so genannte „Neustadt“.

Die Altstadt: ein geschwungener Straßenzug mit prächtigen Häusern, im Kern wohl gotisch, häufig barockisiert, und dann ganz zentral, unübersehbar, das Münster St. Martin mit dem höchsten Backsteinkirchturm der Welt. So stellt man sich klassischerweise die Vergangenheit vor: lebendig, geschwungen, die Vielfalt des Lebens, auch in all ihrer Schönheit; und genau in der Mitte das Sinnbild des katholischen Glaubens, alles überragend und alle verbindend.

Ein paar Meter parallel dazu: die „Neustadt“, der Erweiterungsteil des historischen Stadtzentrums. Schnurgerade, langweilige Fassaden eintöniger Häuser, kein Platz zum Verweilen. Typisch Moderne, würde man vielleicht sagen. Aber am einen Ende erhebt sich das ehemalige Kolleg der Jesuiten für die universitäre Ausbildung, und am anderen Ende der Neustadt, in Sichtweite davon, der große Komplex der Ursulinen für die Ausbildung der Mädchen. Dieses Bild hat mich bleibend fasziniert. Das war Gegenreformation in ihrer Reinkultur – ein Bildungsgeschehen, getragen von Orden, ausgerichtet an den Erfordernissen für die Menschen, auf dem bestmöglichen Niveau.

Und damit wäre auch schon mein Traum formuliert: Wird es den Orden gelingen, die großartige Tradition des Einsatzes für Bildung unter heutigen Umständen fortzusetzen, vielleicht sogar zu beleben oder neu anzugehen? Zwei Überlegungen dazu, eine formale und eine materiale.

Die materiale: Für alle, die heute in Zeiten selbstverständlicher Globalisierung Betriebswirtschaft oder auch Technik studieren, gehören Kurse zu „interkultureller Handlungskompetenz“ als Schlüsselqualifikation fast schon zur selbstverständlichen Ausbildung; sie „zeigt sich in der Fähigkeit, kulturelle Bedingungen und Einflussfaktoren im Wahrnehmen, Urteilen, Empfinden und Handeln bei sich selbst und bei anderen Personen zu erfassen, zu respektieren, zu würdigen und produktiv zu nutzen. Dies geschieht im Sinne einer wechselseitigen Anpassung von Toleranz gegenüber Inkompatibilitäten und einer Entwicklung hin zu synergieträchtigen Formen der Zusammenarbeit, des Zusammenlebens und handlungswirksamer Orientierungsmuster in Bezug auf Weltinterpretation und Weltgestaltung“⁸. Eine solche Deutung „interkultureller Handlungskompetenz“ gilt sicher nicht nur für künftige Manager bei der Frage, wie ich in Japan eine Visitenkarte entgegenzunehmen habe – nämlich mit beiden Händen, mit ei-

ner Verbeugung und dann auf keinen Fall die Visitenkarte in die Gesäßtasche zu stecken –, sondern bereits in unserer äußerst plural gewordenen eigenen Umwelt.

Was es für uns alle braucht, ist interkulturelle Handlungskompetenz bei uns hier, mit unseren Zeitgenossen. Um solche Zeitgenossenschaft mit der Moderne auszudrücken, kann wohl auch das hohe Wort „Ökumene“ gewählt werden, eine Verwendung dieses Begriffs, die der Erfurter Theologen Eberhard Tiefensee ins Spiel gebracht hat.⁹

Welchen Beitrag könnten speziell Orden dafür leisten, dass Christen in diesem Sinne interkulturell kompetent sind, bzw. werden für das Zusammenleben, das Kritisch-Nachfragen und das Kritisch-Nachgefragt werden in unserer Gesellschaft?

Und eine zweite Frage, mehr formal, unter dem Stichwort „Bildungsoffensive“. Eine, wie mir klar ist, nicht zuletzt an diesem Ort etwas gewagte vorsichtige Frage: Können sich die Orden in Deutschland auf ein verbindliches, von allen mitgetragenes Konzept einigen, wie ordenseigene Hochschulen, bzw. Ausbildungsstätten in Deutschland auf Zukunft hin aufgestellt sein sollen?

5. Solidaritätszeugnis

Mein fünfter Traum. Ich pflege ihn dann zu träumen, wenn ich erschrecke über meine eigene Bequemlichkeit, über die nicht seltene Kleinbürgerlichkeit kirchlichen Lebensstils, über die sogenannten Sachzwänge, denen wir uns unterordnen (müssen), über die Konsequenzen der Abhängigkeit von der Kirchensteuer, die ich aber trotz allem für sinnvoll halte (ohne die gäbe es auch unsere Katholische Akademie Bayern nicht), wenn ich erschrecke, dass z.B. Verantwortliche bei der Diskussion über die zukünftige Struktur der katholischen Erwachsenenbildung freimütig sagen: dazu würde überhaupt keine theologische Prioritätendiskussion geführt, es ginge allein ums Geld und die Strukturen.

Bei solchen Alpträumen taucht dann das große, gelbe „M“ auf, das Sie alle kennen, das „M“ von McDonalds. Im Jahr 1993 veröffentlichte der amerikanische Soziologe George Ritzer eine Untersuchung mit dem Titel: „The McDonaldisation of Society“. Er beobachtet, wie ein McDonald's-Restaurant funktioniert. Vier typische Kriterien erkennt und beschreibt er. Erstens Effektivität; alles muss bestens laufen. Zweitens Berechenbarkeit; weder die Kunden noch die Küche produzieren Überraschungen, immer und überall auf der Welt schmeckt ein Hamburger gleich. Drittens Vorhersehbarkeit; die hängt natürlich mit den fehlenden Überraschungen zusammen. Und viertens Kontrolle; all das ist so effizient, berechenbar und überraschungsfrei, weil eine scharfe Kontrolle für reibungslosen Ablauf sorgt.

Die nicht uninteressante These des amerikanischen Soziologen lautet: Genau so funktioniert unsere Gesellschaft. Auch sie ist aufgebaut auf den vier Kriterien Effektivität, Berechenbarkeit, Vorhersehbarkeit und Kontrolle. Im Jahr 2000 hatte nun der schottische Theologe John Drane seinerseits eine Streitschrift verfasst und ihr den Titel gegeben: „The McDonaldisation of the Church“¹⁰. Darin konstatiert er für die Kirche die gleichen Tendenzen, wie sie für die allgemeine westliche Gesellschaft Ritzer mit dem treffenden Schlagwort aus der Fast-Food-Szene bezeichnete.

Es geht um einen rationalisierenden, vereinheitlichenden Trend auch in der Kirche zu Effektivität, Berechenbarkeit, Vorhersehbarkeit und Kontrolle. Ich habe überhaupt nichts gegen diese vier Kriterien. Auch wir in der Katholischen Akademie haben uns sogar dem Prozess einer Testierung nach DIN ISO 9001 unterzogen; da geht es genau um diese Fragen.

Aber Christen sollten sich immer jenem Anspruch des Lyrikers Günther Eich verpflichtet wissen: „Seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt“. Oder biblisch formuliert mit Thomas Ruster: „Den eigenen Erfahrungen nicht trauen – an fremden biblischen Erfahrungen Anteil gewinnen“ und so die götter- und götzen-

kritische Funktion monotheistischen Glaubens wachzuhalten gegenüber allen absolut gesetzten Formen, Bilder, Gedanken, Vorstellungen, auch wach zu sein gegenüber solchen Versuchungen in der eigenen Glaubenswelt. Gestatten Sie, dass ich als Außerstehender meinen positiven Traum so formuliere: die gelebten evangelischen Räte wären für mich – neben aller hohen spirituellen Bedeutung – auch so etwas wie ein innerkirchliches Antidotum gegen alle McDonaldisierung der Kirche, das wir dringend brauchen – als Zeugnis der Solidarität mit den Menschen und ihrem Lebens, das eben nicht aufgeht in Effektivität, Berechenbarkeit, Vorhersehbarkeit und Kontrolle. Jeder und jede von Ihnen könnte da den Lebensbezug der eigenen Gemeinschaft einzeichnen.

6. Bindungszeiten

Wenn ich über unsere Zeitgenossen (damit auch über Sie und mich) und ihre Art zu leben, weiter nachdenke, steigt in mir ein sechster Traum auf. Die Situation scheint schizophoren. Mühsam hatte die Kirche begonnen, die Moderne differenzierter, nicht nur ablehnend zu betrachten und im Konzil deren Grundprinzipien von Freiheit, Individualität, Rationalität sogar kreativ aufzugreifen, da hat sich die geistes- und kulturgeschichtliche Lage erneut gewandelt. Innerkirchlich führen wir zwar immer noch rechts wie links moderne Nachhutgefechte.

Wir haben nicht verstanden, dass eine ganz neue Agenda intellektueller Reflexion ansteht. Und die trägt einen konkreten Namen: Postmoderne. Der neue Ton klingt so: Es gibt keine letztgültige Wahrheit; vielmehr muss jede Zeit und jeder Mensch die Welt, das Leben, sich selbst immer neu interpretieren, und zwar ausgehend von deren früheren Interpretationen. Während die Moderne also nach vorne, in die Zukunft schaut, entdeckt die Postmoderne das Erbe der Vergangenheit wieder. Alles bleibt Interpretation von Interpretatio-

Dnen. Friedrich Nietzsche war der erste Prophet einer so verstandenen Postmoderne. Natürlich wird die Wahrheitsfrage nicht in dem Sinn gestellt, wie sie uns die Offenbarung durch Jesus Christus, die Wahrheit des Lebens, schenkt. Mit solchen Positionen tun wir uns in der Kirche zu recht sehr schwer. Und doch liegen in deren Struktur auch unerwartete Chancen, die mit der üblichen Retourkutsche, hier gehe es nur um Beliebigkeit und Unverbindlichkeit im Sinne des berüchtigten „anything goes“, nicht adäquat beantwortet wären. Meine private These lautet: Während sich das Katholische, die katholische Kirche mit der Moderne eher schwer tat, mit jenem Pathos individueller Freiheit, der Emanzipation von inhaltlichen wie strukturellen Vorgaben, könnte – wenn sie es recht versteht und durchaus kritisch, aber eben auch konstruktiv damit umgeht – die Postmoderne ihre Zeit werden, eine katholische Epoche werden. Denn die Postmoderne, sehr schematisch gesprochen, nimmt ganz neu die Tradition der Deutungen ernst und lässt sich auf sie ein. Genau darin liegt die große Chance und Herausforderung: eine neue, vom Denken her notwendig sich ergebende Hinordnung auf das geistige Erbe, die unsererseits dann so weitergeführt werden muss, dass die Wahrheitsfrage adäquat in den Blick kommt. Gleichzeitig aber gilt: in Zeiten pluriformer Orientierungslosigkeit sind überschaubare Gemeinschaften wichtig, die ohne langen Erklärungsbedarf Identitätsangebote liefern. Aus der Selbstverständlichkeit persönlicher Freiheit heraus suchen die Menschen gerade in der Unübersichtlichkeit unserer Zeiten so etwas wie Geborgenheit, ein Stück Heimat. Diese Heimat finden sie für sich allerdings kaum in festgefühten Systemen von Gemeinschaft, sondern eher in zeitlich befristeten Gruppierungen, die untereinander in Kontakt stehen. „Netzwerke“ ist das entsprechende Schlagwort. Netzwerk ist aber etwas anderes als festes System, auch als lebenslange Bindung und Einordnung. Netzwerk meint, unter anderem,

auch Bindung auf Zeit und nicht für ewig. Vor allem, wenn ich mich mit asiatischer Religiosität beschäftigte, fragte ich mich, warum wir bei uns kein Modell, soweit ich es sehe, haben, das z.B. der buddhistischen Lebensweisheit entspricht. Die teilt das Leben des Menschen in verschiedene Phasen mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Aufgaben ein. Und da gibt es nicht nur nach der Familien- und Berufsphase jenes Sich Zurückziehen in Meditation, sondern auch in der Phase der Bildung die Möglichkeit, für ein, zwei Jahre in ein Kloster zu gehen, um es dann wieder zu verlassen.

Sicher, wir haben Kloster auf Zeit. Aber das ist etwas anderes. Genauso wie eine Bindung mit zeitlicher Profess. Ich träume von Ordensgemeinschaften, in die man z.B. nur für die Zeit des Studiums eintritt, dort aber vollwertiges Mitglied ist, die Gemeinschaft nach dem Studienabschluss des Master wieder verlässt, und zwar ohne diesen Stempel: „Nein, das ist doch nichts für mich“. Also: echte Ordensmitgliedschaft, aber von vorneherein auf begrenzte Zeit. Ich träume, dass sich Orden so etwas einfallen lassen, und zwar jeweils genau in der Linie ihrer eigenen Spiritualität.

7. Einsamkeitsschulung

Ein siebter und letzter Schwellentraum. Wenn die Analysen, die ich Ihnen vorgetragen habe, zumindest einigermaßen zutreffen – der Mensch in der Postmoderne, der aus sich gegenseitig relativierenden Sinnangeboten auswählen und sich entscheiden muss, der aufgefordert ist, sich seines Verstandes zu bedienen, der aber auch die trostlosen Konsequenzen der Aufklärung auszuhalten hat, der sich zwar auf Netzwerke einlässt, aber eher doch Bindung nur für begrenzte Zeit einzugehen gewillt ist – wenn all das stimmt, dann kommt der moderne, postmoderne Mensch, also auch Sie und ich, dann kommt dieser postmoderne Mensch, wenn er heute und morgen als katholischer

Christ so bestehen und leben will, dass er weder seinen Verstand oder sein weltliches Wissen, noch seinen konkreten Glauben verrate, nicht darum herum, Einsamkeit auszuhalten. Schon Romano Guardini hat im Buch „Ende der Neuzeit“ mit doch erschreckender Resignation geschrieben: „Die Einsamkeit im Glauben wird furchtbar sein.“

Und mein Traum: die Orden mit ihrer gegenüber „normaler“ Pastoral unvergleichlich besseren, intensiveren Möglichkeit, durch personale, lange Begleitung Menschen in eine eigenständige Form der Glaubenspraxis zu führen, wären prädestiniert, diese fundamentale Fähigkeit des Aushaltens der Einsamkeit einzuüben. Dabei stehen mir sowohl die Ordensangehörigen selbst vor Augen wie Menschen von außen, mit denen Ordensleute in beruflichen oder zwischenmenschlichen oder freundschaftlichen oder zeugnissgebenden Kontakt treten.

Gerade wenn man mit katholischer Tradition den Glauben des Einzelnen nur in unlösbarer Verbindung mit der Kirche sieht, erst recht dann werden die Individualisierung und das radikale Zurückgeworfenwerden auf den eigenen Verstand die Einsamkeit im Glauben enorm verstärken. Aber schon nach einem in der muslimischen Tradition überlieferten apokryphen Jesuswort besteht die Gottsuche des Menschen aus zehn Teilen: aus neun Teilen Schweigen und einem Teil Einsamkeit.

So wäre die Einsicht Klaus Bergers, des Heidelberger Neutestamentlers, heilsam und befreiend. Er schreibt: „Die Kirche kommt aus der Wüste. Kirche sind Menschen, die sich in der Wüste getroffen haben und das Schweigen Gottes gemeinsam aushielten.“ Eine wunderbare Definition, meine ich, auch für Orden und religiöse Gemeinschaften.

Eremiten scheinen heutzutage beliebt zu sein. „Als die Religion noch nicht langweilig war“ heißt ein höchst lesenswertes, ironisch wie einfühlsam geschriebenes Buch von Hans Conrad Zander. Es erzählt die Geschichte der Wüstenväter, über die – wenn ich es recht sehe – fast so viele Bücher mit

geistlicher Lebenshilfe erscheinen wie solche mit Wegerfahrungen auf dem Camino de Santiago, einem anderen geistlichen Modethema der letzten Jahre, das die spirituelle Kraft seines Sujets leider stark beeinträchtigt. Aber symptomatisch und bedenkenswert sind solche Schwerpunktsetzungen allemal. Sie deuten auf Bedürfnisse und Notwendigkeiten hin, sind mehr als Zufall oder Marketing. Die Wüste als Ur-Topos der Einsamkeit scheint ins aktuelle Bewusstsein erneut vorgeückt zu sein.

Was der Ur-Wüstenvater schlechthin, Antonius der Große, als Versuchung durch die Dämonen erlebt hat, beschreibt einer der echten spirituellen Einsiedler des 20. Jahrhunderts, Thomas Merton, so: „Die Armut des Einsiedlers ist geistlicher Natur. Oft ist er unfähig zu beten, zu begreifen, zu hoffen... Zuweilen schlägt der Einsiedler mit dem Kopf gegen eine Wand des Zweifels. Vielleicht besteht darin seine ganze Kontemplation. Damit ist nicht ein intellektueller Zweifel gemeint, nicht das Zerlegen theologischer, philosophischer oder anderer Wahrheiten. Es geht hier um etwas anderes: um eine Art Nicht-mehr-verstehen-Können dessen, was man selbst ist; um einen Zweifel, der an die Wurzeln der eigenen Existenz rührt und der den Sinn des eigenen Lebens und Tuns untergräbt.“

Zum Abschluss: Wie das Haus zu retten ist

Ich komme zum Schluss. Die „limina apostolorum“, das Haus der Apostel, das Haus des apostolischen Glaubens, wie steht es da, wenn wir uns ihm heute und morgen nähern? Über welche Schwellen müssen wir treten, in einer Schwellenzeit wie der unseren? Welche Schwellenängste können einen da befallen? Ich habe Ihnen von sieben Träumen erzählt, die mir gekommen sind. Klaus Thomas, der evangelische Pfarrer, wesentliche Promotor des autogenen Trainings und Gründer der

D
Berliner Lebensmüdenbetreuung, hat in einem Gedicht zum christlich-biblischem Sinn von Träumen, einmal formuliert:

*Träume sind niemals der Spuk,
mit dem gaukelnde Geister uns grüßen;
Sie bleiben dem Weisen ein Weg,
Der Seele das Ziel zu erschließen.*

So ungefähr wären auch meine Träume gedacht. Um mich mit einem literarischen Bild – das kann ja auch ein Traum sein – zu verabschieden, will ich Hugo Loetscher zitieren, den bei uns in Deutschland leider immer noch viel zu wenig gewürdigten Schweizerischen Autor. In seinem Roman aus dem Jahr 1986 „Die Papiere des Immunen“ hat Loetscher die Geschichte vom schweizerischen „Sündenpriester“ Georg eingebaut¹¹. Warum „Sündenpriester“, können Sie sich denken, tut aber hier nichts zur Sache. Nach vielen Irrungen und Wirrungen landet der Sündenpriester Georg als Missionar auf den Philippinen. Die Geschichte endet mit einem Taifun über Manila. Georg eilt mit seinem Freund Godefredo in den Schutz der Wellblechbude des Mädchens Corazon mitten in einer Favela.

Godefredo sagt, er müsse sowieso hin, das Dach abdecken. „Da korrigierte ihn Georg lachend, das heiÙe nicht abdecken“. Aber Georg lernt, dass es wirklich darum geht, vor einem Taifun. „Godefredo machte sich daran, die Klammern zu lösen, mit denen das Wellblech an den Seitenbrettern befestigt war...Der Wind rüttelte an den Brettern, die kein Dach mehr trugen. Corazon löste die Postkarten von der Wand und nahm vom Boden ein paar Illustrierte.“ Dann, so erzählt Loetscher lakonisch weiter, legen sie die Matratze auf das Dach, das nun mitten in der Hütte auf dem Boden lag und decken sich mit einer Plastikplane zu. Georg bleibt bei den beiden Philippinos, setzt sich neben sie, die zusammenrücken.

Und der Schlusssatz der Erzählung soll auch mein Schlusssatz sein. Es wird Ihnen nicht schwerfallen, die Wellblechhütte im Taifun

in Verbindung zu bringen mit unseren „limina apostolorum“, deren Zukunft wir bedacht haben. Georg, so schreibt Hugo Loetscher, „war nicht mehr einer, der sich unter ein Dach stellt, wenn es zu regnen beginnt, sondern er gehörte zu denen, die sich bei einem Sturm aufs (abgedeckte) Dach setzen, damit hinterher noch eines da ist.“

Dr. Florian Schuller ist Direktor der Katholischen Akademie in Bayern und Pfarrer in StraÙberg/Bobingen.

* Vortrag, gehalten am 18. Juni 2007 im Rahmen der Vollversammlung der Deutschen Ordensobernkongferenz.

¹ Wesentliche Anregungen für das Konzept Thomas von Aquins über die Kardinaltugend der Klugheit klassischerweise bei: Josef Pieper, Das Viergespann. München 1964, S. 13-64.

² Werner Scheiders, Aufklärungsphilosophien. In: Siegfried Jüttner, Jochen Schlobach (Hrsg.), Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt (= Studien zum 18. Jahrhundert, Band 14). Hamburg 1992, 13.

³ Christoph Schulte, Die jüdische Aufklärung. München 2002, 279 S.

⁴ Wilhelm Schmidt-Biggemann, Aufklärungsgewitter. Christoph Schultes emanzipierte Studie über die Haskala. In: Süddeutsche Zeitung 16. Juli 2002.

⁵ E.M. Cioran, Die verfehltte Schöpfung. Frankfurt 1979.

⁶ Ulrich Körtner im Einladungsfolder der Katholischen Akademie Bayern für eine Veranstaltung am 15. September 2004.

⁷ Johann Baptist Metz, Christentum im Pluralismus, in: zur debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 30 (2000) Nummer 5/6, 1.

⁸ Alexander Thomas u.a., Interreligiöse Kompetenz als fundamentaler Aspekt Internationaler Handlungskompetenz. Nordhausen 2006, S.7.

⁹ Eberhard Tiefensee, Lebendiges Zeugnis 56 (2001) 202.

¹⁰ John Drane, The McDonaldisation of the Church. Spirituality, Creativity, and the Future of the Church. London 2001.

¹¹ Hugo Loetscher, Die Papiere des Immunen. Zürich 1986, 67-107.